

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Geucke.

der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von
Germann Rauch, Wiesbaden.

Nummer 28

Sonntag, den 12. Juli 1914

32. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 12. Juli. Joh. Euall.
Montag, 13. Margaretha
Dienstag, 14. Bonaventura
Mittwoch, 15. Heinrich

Donnerstag, 16. Mar. v. Karmel
Freitag, 17. Alexius
Samstag, 18. Romulus

Nachdruck verb.

Sechster Sonntag nach Pfingsten

Evangelium des hl. Markus 8, 1-9 (Speisung der Viertausend).

In jener Zeit, als viel Volk beisammen war, und es nichts zu essen hatte, rief Jesus seine Jünger zusammen und sprach zu ihnen: **Mich erbarmet das Volk; denn sehet, schon drei Tage harren sie bei mir aus und haben nichts zu essen. Und wenn ich sie ungespeiset nach Hause gehen lasse, so werden sie auf dem Wege verfaulen; denn einige aus ihnen sind weit hergekommen. Da antworteten ihm seine Jünger: Woher wird jemand hier in der Wüste Brot bekommen können, um sie zu sättigen? Und er fragte sie: Wie viele Brote habt ihr? Sie sprachen: Sieben. Und er befahl dem Volke, sich auf die Erde niederzulassen. Dann nahm er die sieben Brote, dankte, brach sie und gab sie seinen Jüngern, daß sie vorlegten: und sie legten dem Volke vor. Sie hatten auch einige Fischelein: und er segnete auch diese und ließ sie vorlegen. Und sie aßen und wurden satt; und von den Stücklein, die übrig geblieben waren, hob man noch sieben Körbe voll auf. Es waren aber deren, die gegessen hatten, bei viertausend; und er entließ sie.**

*

„Unser tägliches Brot gib uns heute!“, so sollten auf Christi Geheiß die Jünger den Gnadensegen des Himmels erslehen. Hier nun in der Wüste stieg aus 4000 Seelen diese stumme Bitte empor, und die Jünger waren die unbestelltesten Dolmetscher des stillen Flehens, wenn sie an den Heiland die Frage richteten: „Woher wird jemand . . . Brot bekommen können, um sie zu sättigen?“ Da machte er wahr sein anderes Wort (Matth. 6, 33): „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, so wird euch alles andere zugegeben werden.“ Sie hatten gesucht, waren ihm unerdrossen nachgefolgt, selbst in die unwirtliche Wüste, hatten drei Tage lang ausgehalten und in fruchtbares Erdreich sein Wort aufgenommen, das wie wuchtige Hammerschläge an die Goldaderen schlug, die in jeder Menschenseele auch wertloses Gestein durchziehen; und deshalb ward ihnen das andere zugegeben: auf wunderbare Weise wurden sie gespeist. Wenn sie aber etwa gemeint hatten, auch in Zukunft würden ihre irdischen Bedürfnisse so glatt und angenehm befriedigt, so befanden sie sich im Irrtum: „Nicht durch ein Wunder sollte im Messiasreich der Acker seine Frucht und der Berg seine Schätze geben; die Menschheit soll ringen mit der Natur — auch im Messiasreiche.“ Deshalb heißt es weiter: „Er entließ sie“ — zum Kampf um das tägliche Brot. Freilich nicht zu fruchtlosem Ringen, denn sein Segen begleitete sie und verbürgte den Erfolg. — Ob nicht hier der tiefere Grund dafür zu suchen ist, daß der Kampf ums tägliche Brot, der nun einmal seit Schluß des Paradieses für den Menschen bittere Notwendigkeit geworden ist, nicht recht zum Ziele führen will? Was sagen uns denn die rauchenden Schloten, die tausenden Maschinen, die dahinschneidenden Eisenbahnzüge, die aus der Erde emporschießenden Bauten, das Klopfen und Hämmern in den Werkstätten, die blütenweiße, im Winde flatternde Leinwand? Was die schwielige Hand des Arbeiters, die rinnenden Schweißtropfen des Landmannes, die tiefen Furchen auf der Denkerstirne des Mannes geistiger Tätigkeit? Sind es nicht laute Beugen, daß das Gebot der Arbeit den Menschen so gemeinsam ist wie ihre Natur? Und künden sie nicht laut, daß hinter diesem Gebot der rastlosen Arbeit mit unübertrefflicher Ausdauer steht die nimmermüde wirkliche oder eingebildete Sorge um das tägliche Brot? Und was sagen uns die unzufriedenen Blicke des Landmannes, was die finsternen Mienen des Arbeiters, die sich nur am Jahrtage einigermaßen erhellen, was die lebernen Züge des Forschers, von keinem Strahle des Glückes verklärt; was die unnatürliche, lärmende Freude an den Stätten der Lust, die stumpfe Selbstzufriedenheit des blasierten Lebemanns? Ebensoviele Zeugen sind es begrabener Hoffnungen, erlebter Enttäuschungen, ohnmächtiger Auflehnung gegen ein übermächtiges Geschick! Woher kommen denn diese trüben Erscheinungen, an denen unsere Zeit wahrlich überreich ist? — Man hat sich heute mehr denn je auf eigene Füße gestellt, ist ohne Segen Gottes, und darum nicht frisch und freudig an die Arbeit gegangen, ja, hat sich bewußt

von Gott getrennt und gegen ihn abgeschlossen, in dem Wahne, allein mit der Not des Lebens fertig zu werden, hat trivial gelacht über des Heilandes Wort: „Nicht vom Brote allein lebt der Mensch, sondern von jedem Worte, das aus dem Munde Gottes kommt.“ Das ist die Signatur aller wirtschaftlichen und geistigen Tätigkeit unserer Zeit. Und das Resultat ist eine Berrissenheit und Trostlosigkeit sondergleichen, nicht nur der großen Menschheit, sondern mehr noch der einzelnen Menschenseele. Und das Heilmittel? Rückkehr zu den Füßen des göttlichen Heilandes, freudige Aufnahme seiner weisheitsvollen Worte und dann in Kraft seiner Gnade und getragen von seiner Liebe wieder selbst Hand anlegen, aber in steter Vereinigung mit Gott und seinem heiligen Willen. Ja, daran hat es gefehlt! — Wir stehen noch in dem gewaltigen Ringen, das seit der französischen Revolution die Völker erzittern läßt. Der Ruf: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ im Sinne dieser Revolution ist noch nicht verhallt. Die drei Ideale selbst waren freilich keine Erfindung dieser traurigen Zeit, sie waren die Lösung des Christentums. Der Heiland hatte seinen Jüngern den Gedanken der Freiheit des Menschen eingeprägt, den Gedanken der Gleichheit der von irdischen Fesseln freien Seele in Gottes Augen, den Gedanken der Brüderlichkeit, den die ersten Christen so voll erfaßten, daß sie „ein Herz und eine Seele“ wurden. Das alles war der Welt nicht neu, das infernale „Verdienst“ der Revolution war es nur, diese Begriffe umzuwerten. Freiheit wurde gleichbedeutend mit Häßlichkeit und geistiger Unfreiheit; Gleichheit ging hervor aus Diebstahl und Raub und erzeugte die furchtbarste Ungleichheit: eine Tyrannei, wie die Welt sie kaum je gesehen; die Brüderlichkeit aber wurde durch die Guillotine illustriert und im „Gewatter“ Denker personifiziert.

Woher denn dies alles? War es nicht ein verdienstvolles Beginnen gewesen, wenn die bis dahin recht gedrückten arbeitenden Klassen sich durchzusetzen versuchten? War es nicht eine Notwendigkeit gewesen, die morschen, an Marasmus leidenden Staatengebilde mit anderem Geiste zu erfüllen, und, von Grund auf erneut einzugliedern in den gewaltigen Organismus der Zeit? War es ein Verbrechen gewesen, die Schlemmer unter den besitzenden Klassen zu den Pflichten zu rufen, die der Besitz dem Menschen auferlegt? Das alles war gut und löblich, aber man stellte die neue Ordnung auf Flugsand und unterhöhlte ihre Grundmauern durch Ströme von Blut. Man hielt die Menschenrechte in der bewaffneten Faust, und deshalb mußten sie fallen, sobald die Waffe der kraftlosen Hand entfiel. Die neuen Staaten tränkte man mit heidnischem Geiste; wie konnten sie leben, hatten doch auch die alten Götzen niemals gelebt! Nicht im Namen Gottes forderte man von den Besitzenden, sondern im eigenen Namen, und darum mußte es fruchtlos werden, sobald die Macht fehlte, den eigenen Willen zur Geltung zu bringen. Man hatte alles geschaffen ohne und sogar gegen Gott, und darum mußte es, aller Kunst zum Troste, zerfallen, wie der Turmbau zu Babel zerfiel. In dem Augenblick, wo man Justizmord auf Justizmord häufte, mit Bewußtsein und Absicht, da man gottgeweihte Personen das Schafott bestiegen, eine Theaterdame (Mlle. Aubry) aber auf den Altar setzen ließ, da sich die Mündungen der Flinten selbst auf den Bischof von Paris richteten, da der Name Gottes nicht mehr genannt werden durfte, — da war derartigen Unternehmen das Urteil gesprochen, und der Zusammenbruch erfolgte fast stets in dem Moment, wo man die Höhe schon beinahe erstiegen zu haben wähnte. Wie ganz anders wäre es stets gegangen, wenn man, gestützt auf christliche Prinzipien und beschränkt von Gottes Hand, die Arbeit begonnen!

Das sah man ein, die furchtbaren Ereignisse mußten den Menschen ja zur Besinnung bringen, aber den Rückweg hat man doch eigentlich bis jetzt noch nicht recht gefunden. Wohl betont ein Staatsoberhaupt uns andere, daß der christliche Gedanke gleich dem Sauerteig alles durchdringen müsse, daß an Gottes Segen alles gelegen, aber die Staatschiffe nehmen vielfach ganz anderen Kurs. Man braucht da nur die im Laufe eines Jahres erlassenen Gesetze zu sichten, um das zu erkennen. Selbst in der Gesetzgebung, wo die Natur der Sache es erheischte, in der sozialen, fällt es oft schwer, christliche Beweggründe und Absichten herauszubindern. Der moderne Staat steht schließlich auf dem Punkte, die Indifferenz auf religiösem Gebiet als Ruhmestitel zu beanspruchen. Ob er ohne Religion und also ohne Gott weit kommen wird? Ob auch die angestrengteste Arbeit dauernd erfolgreich sein kann wenn man nicht beim göttlichen

Heiland in die Lehre gegangen ist? Die Geschichte verneint es, und der Heiland hat deutlich erklärt: „Wer nicht für mich ist, ist wider mich!“ Wer da aber den Kürzeren zieht, ist leicht zu sagen.

Verhängnisvoller noch ist es, wenn der einzelne Mensch sich ein Leben ohne Gott einzurichten strebt. Das gilt nicht nur für den Träger idealer Berufe, den Priester und Lehrer, sondern nicht minder für den Mann der körperlichen Arbeit. Bei ihm ist ja die Sorge ums tägliche Brot oft recht groß und drückend, und darum braucht er vor allem einen weisen Lehrer und mächtigen Helfer. Statt dessen schlossen sich die Arbeiter zu Verbänden zusammen, die zwar anfangs mit unermüdlicher Lungenkraft betonten: „Religion ist Privatsache“, damit kann es jeder halten, wie er will, darum kümmern wir uns nicht — die aber in Wirklichkeit von vornherein eine gegnerische Stellung zum Christentum einnahmen. Sie brauchten und wollten den Heiland nicht, deshalb waren ihre Führer fast samt und sonderb radikal Ungläubige, deshalb wußten ihre Zeitungen über nichts so gehässig herzufallen, als über Kirche und alles, was an Gott erinnert, deshalb wurden die christlichen Tugenden der Gerechtigkeit, Treue, Geduld, Zufriedenheit als Schwäche und Hohn auf die „darbenden Enterbten“ bezeichnet, deshalb wurde das Faustrecht zum Gesetzeskodex des Proletariats erhoben. Und man konnte sie ehrlichweise nicht einmal völlig verurteilen, denn sie durften sich berufen auf die Lehren einer sogenannten Wissenschaft, auf das Beispiel so mancher Brotherrn, die nichts getan, den Massen die Ideale zu erhalten, im Gegenteil: „das, was den Enterbten der Erde Menschenrechte und Menschenpflichten vermittelt hatte, was allein imstande gewesen wäre, Mittel- und Bindeglied zwischen den verschiedenen Menschheitsfaktoren zu sein und die Richtlinien zur Lösung der großen sozialen Frage anzugeben, das rissen sie brutal aus dem Herzen des Christentums.“ Die Ideen vom notwendigen und unerbittlichen Kampfe ums Dasein waren in populärer Form unter die Massen geschleudert, und sie nahmen dort greifbare Gestalt an in den Organisationen, die nur den Klassenkampf auf ihre Fahnen schrieben, für Gerechtigkeit und Nächstenliebe aber kein Verständnis mehr besaßen. Erst reichlich spät sammelten sich Weitsichtige und Besonnene in christlichen Verbänden, die sich der Ausschaltung Gottes aus den wirtschaftlichen Kämpfen widersetzen.

Aus dem Paradiese ward das erste Menschenpaar vertrieben durch Gottes Gerechtigkeit und Heiligkeit. Und nun begann die Sorge: „Was werden wir essen, was trinken, womit uns bekleiden?“ Da wies Gott die Menschheit hin auf seine Güte, die Schöpfung gab er ihr als Lehrmeisterin: In der ganzen Natur lösen sich ab Bitt- und Dankgebete. Wie sie sich vor ihrem Gott neigt, und wie Blätter und Blüten zum Himmel rufen um Regen und Tau und Wärme und Sonnenschein! Und ist's nicht ein gewaltiges Dankgebet, wenn nach erquickendem Regen Bäume und Gräser sich reden in satterem Grün, wenn sie flüstern in geheimnisvollem Rauschen und Rausen — eine melodische Begleitung des trillernden, zwitschernden, schmetternden Vogelgesangs! Darum ist es auch kein Zufall, daß beim treuesten Genossen der Natur, beim Landmann, Sorge und Glück nicht an irdischer Scholle haften, sondern stets sich auch himmelwärts wendet. Aber ist's wirklich so? Schrieb nicht vor anderthalb Jahren ein angesehenes protestantisches Pastor über die protestantischen Bauern Norddeutschlands: „Wie schwach das spezifisch Christliche in der heutigen bäuerlichen Frömmigkeit geworden ist, hat der letzte Sommer gezeigt. Er hat . . . uns die Augen geöffnet, daß die einfache Christlichkeit in diesen Kreisen stärker untergraben ist, als man nach mancherlei Erweisen äußerlichen Kirchentums annehmen sollte. . . . Es wird uns von den verschiedensten Seiten bezeugt, wie erbittert der Landmann gewesen sei gegen Gott als den Herrn über Sonnenschein und Regen. . . . Die Äußerung, daß es keinen Gott gebe, wurde alltäglich.“ Der „Lohngebäude“, das Verlangen einzig und allein nach dem Mammon, hatte hier die ideale christliche Auffassung verdrängt.

Wenn wir so die einzelnen Stände und Berufe und insbesondere die „Mitter von der Feder“ betrachten, welche unerfreuliche Bilder würden sich uns da noch weiter enthüllen! Der „Lohngebäude“, und zwar der an nur irdischen Lohn, hat sich der Menschen bemächtigt und läßt sie nicht mehr los; die Diesseitshoffnung, dieses unheilvolle Erbe einer ungläubigen Philosophie, hat auf die verblendete Menschheit das Sklavenjoch gelegt und ihre Arbeit und ihr Leben entwertet und entwürdigt.

Aus ungezählter Menschen Brust rang sich schon der Dichtergedanke:

„Ach, aus dieses Tales Gründen,
Daß der kalte Rebel drückt,
Könn' ich doch den Ausgang finden,
O, wie läßt' ich mich beglückt!“

auf den doch schon dort in der Wüste die Antwort ward. Zeitliche Sorgen müssen wir wieder mit Ausblicken in die Ewigkeit verbinden, müssen gläubig zu den Füßen des Heilandes sitzen und uns reichen lassen das Brot seiner Lehre und Gnade, dann werden wir, wenn er uns wieder entläßt zu mühsamer Tages- und Lebensarbeit, nicht zaghaft und nicht in wahnwitziger Hast, sondern stark und besonnen, heilige Schaffensfreude in gottergebener Herzen den Weg wandeln, der uns dem hohen Ziele entgegenführt.

So dunkel ist kein Leben . . .

So dunkel ist kein Leben,
Daß nicht ein tröstlich Licht
Durch schwarze Wolken schimmert
Wenn die Erinnerung spricht.

So arm an Lieb' ist keines —
Es hat einst weich und warm
In kinderj'gen Zeiten
Gernht im Mutterarm.

So einsam ist kein Herze
Daß nicht die Feierstund'
Vergang'nes in ihm wecke —
Mand' Wort aus liebem Mund.

Kein Mensch ist so verlassen,
Er darf nach oben schau'n;
Sein Hoffen aufwärts richten
In frohem Gottvertrau'n.

Zur Jahrhundertfeier der Wiederherstellung des Jesuitenordens

(7. August 1814.)

Von Dr. D. Doering.

Der 7. August dieses Jahres gilt dem Gedächtnisse eines Ereignisses, dessen Bedeutung für die Geschichte der Kirche wie der Welt vielleicht erst spätere Zeiten in vollem Umfange werden würdigen können. An jenem Tage erstand nach über vierzigjähriger Zeit der Unterdrückung der Orden der Jesuiten von neuem.

Vom Zeitpunkte seiner Gründung an, weit mehr denn zweihundert Jahre lang, hatte er sich um die Befestigung der katholischen Religion, um die Seelsorge, um die sittliche Hebung, um die Förderung der Wissenschaft, um den Unterricht und die Mission bei den Völkern Europas und der fremden Erdteile bis zu den fernsten und wildesten Gegenden hinaus, Verdienste erworben, denen auch die Gegner des Ordens bewundernde Anerkennung nicht versagen. Aber jene großen Erfolge mußten von Anfang an unter schweren Kämpfen errungen und behauptet werden. Die Schüler des hl. Ignatius haben immer zu jenen gehört, die Jesus selig gepriesen hat, weil sie von den Menschen um seiner Ehre willen geschmäht und verfolgt werden. Diese Anfeindungen nahmen zu, je träber im Laufe der Zeiten die Weltverhältnisse wurden. An die Stelle des Glaubens traten Zweifel und Aberwitz, die religiöse Zuversicht ward erschüttert und gleich aller bestehenden Ordnung untergraben durch das, was man als Aufklärung pries. Heute weiß man, daß in jenen Vorgängen sich die große Revolution vorbereitete, welche in Frankreich ausbrach, zur Hinrichtung des Königs paares und unzähliger Unschuldiger führte und ihre Folgen in ganz Europa fühlbar machte. Gegen den tapferen Jesuitenorden richtete sich der Sturm aller Feinde der Kirche und des alten geheiligten Verkommens. Portugal war es, wo die Leidenschaften zuerst zu Gewalttaten verleiteten, und wo der Orden unter unerhörten Grausamkeiten ausgestoßen und seiner Güter beraubt wurde. Lügenhafte Vorwürfe wurden fernerhin auch in Frankreich, in Spanien, in Neapel zur Rechtfertigung des rücksichtslosesten Vorgehens gegen den Jesuitenorden benutzt. Weder damals noch später hat die Wahrheit der erhobenen Anschuldigungen bewiesen werden können. Aber danach fragten die Feinde des Ordens nicht. Ihren fortgesetzten und immer stärkeren Bemühungen gelang es endlich, bei dem Papste Clemens dem Vierzehnten durchzusetzen, daß er am 6. August 1773 durch das Breve „Dominus ac Redemptor“ den Orden der Jesuiten aufhob.

Obwohl dies für die ganze Kirche geschehen war, wurde die Gesellschaft Jesu dadurch nicht völlig unterdrückt. Vielmehr blieb der Orden in denjenigen Staaten bestehen, wo die päpstliche Verordnung nicht offiziell verkündigt wurde. Dies erfolgte aber je nach der Haltung der Höfe und regierenden Kreise in sehr ungleicher Art. So hat z. B. Friedrich der Große die Aufhebungsbulle zuerst nicht anerkannt, hat vielmehr der Tätigkeit der Jesuiten in Schlesien kein Hindernis in den Weg gelegt, aus dem Grunde, weil ihr Unterricht und ihre Seelsorge nicht zu entbehren waren. Freilich trat schon 1776 eine andere Praxis ein, und 1781 erfolgte in Preußen die völlige Aufhebung. Am besten ging es dem Orden in Rußland, wo die Gunst der Kaiserin Katharina II. und des Fürsten Potemkin ihr hielten; am regsten blieb dort die Tätigkeit der Jesuiten im sogenannten Weiß-Rußland, dehnte sich aber auch auf andere Gebiete aus; die großartige Missionstätigkeit der Väter reichte bis nach Odesa, bis nach dem Kaukasus, ja bis nach Sibirien. Unter diesen Umständen konnte auch der Papst den Bestand des Jesuitenordens für Rußland im Jahre 1801 anerkennen und dem dortigen Generalvikar Gruber seine Bestätigung gewähren. Mit diesem Ereignisse beginnt die Geschichte der Wiederherstellung des Jesuitenordens, auf welche dessen Freunde und Anhänger nicht aufgehört hatten im Stillen zu hoffen.

Nur schrittweise kam das wichtige Werk von der Stelle; aber die Vorsehung sorgte, daß es geschah. 1804 wurde der Orden im Königreiche beider Sizilien wieder hergestellt, nachdem die Königin Maria Karolina eingesehen hatte, welche unheilvollen

Ein ehrlicher Mann

Nach einer Begebenheit erzählt von Hermann Weber.

Nachdruck verboten.

(Schluß)

Vor seiner Türe angekommen, hemmte er einen Augenblick seine Schritte. Er vernahm eine fremde Stimme in dem Raum, der als Küche und Wohnzimmer diente, und vermutete einen späten Besuch.

Wie erstaunte er aber, als er eintrat und denjenigen vor sich sah, mit dem seine Gedanken sich bisher beschäftigt hatten, — als er seinen Sohn am Küchentische sitzen sah und dicht bei ihm die Mutter, die einen glücklichen Ausdruck auf den stillen Gesichtszügen trug.

Heitmann war im ersten Augenblicke so erstaunt, daß ihm fast die Sprache versagte. Sein Sohn, ein schwächlicher, junger Mensch mit unordentlichen Kleidern und scharfblickenden, halb geschlossenen Augen, trat auf ihn zu und streckte ihm die Rechte entgegen.

Der alte Mann erfaßte sie zögernd und sagte augenscheinlich nicht sehr erfreut: „Nun, hast du dich einmal wieder eingefunden, Georg?“

„Ja, Vater, und ich möchte ganz hierbleiben und eine beständige Arbeit annehmen; der Mutter ist es schon recht“, antwortete der Bursche.

„Du wolltest dein Wanderleben aufgeben und ein anderer Mensch werden?“ rief der alte Geschäftsbote erstaunt.

„Ja, Vater. Ich habe auch mit der Mutter schon darüber gesprochen“, entgegnete der Heimgekehrte mit einem forschenden Blick.

„Dann sollst du uns herzlich willkommen sein!“ rief Heitmann in freudiger Erregung, seine sonstige Vorsicht sorglos beiseite setzend. „Morgen schon werde ich dir neue Kleidung kaufen und auch bald eine Stellung für dich ausfindig machen. Herr Meißner wird mir gerne eine kleine Summe vorstrecken, denn das Geschäft geht jetzt recht gut und er hat genügend Geld zur Verfügung. Heute morgen sah ich noch, wie wohlgefällt jetzt der Kassenschrank ist.“

Ein seltsamer Ausdruck ging bei diesen unbedachten Worten durch den Körper des arbeitscheuen Burschen; seine Augen flammten in wilder Habgier und seine Hände ballten sich, doch gleich unterdrückte er zerklopft seine Bewegung und wandte sich ab.

Die glücklichen Eltern hatten dieses seltsame Benehmen nicht bemerkt, denn sie waren viel zu sehr mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt.

Man setzte sich zum Abendessen nieder. Die beiden Alten schmiedeten unausgesetzt frohe Pläne für die Zukunft, der junge Mann beteiligte sich nur gelegentlich an der Unterhaltung und horchte nur dann auf, wenn die Rede auf den Kaufmann Meißner kam.

Kurz vor Mitternacht ging die Familie zur Ruhe. Frau Heitmann bereitete in dem kleinen Fremdenzimmer ihr Lager, und Vater und Sohn suchten das hinter der Küche gelegene Schlafzimmer auf. Den Schlüssel zu dem Eingangstor des Meißnerschen Hauses hing der alte Bote an einen Nagel über seinem Bett.

Als Georg nach der Bedeutung des Schlüssels fragte, erklärte ihm der ermüdete Vater, daß er ihn jeden Morgen benutze, um das Hofstor seines Prinzipals aufzuschließen; früher habe er den Schlüssel immer in der Tasche getragen, seitdem er ihn aber infolge Kleidungswechsels einige Male vergessen habe, hänge er ihn regelmäßig an diese Stelle, damit er ihn morgens sofort vor Augen habe.

In tiefer Ruhe mochten zwei Stunden vergangen sein, als der alte Heitmann plötzlich erwachte. Ihm hatte geträumt, daß eine riesenhafte Gestalt mit großen, gierigen Händen sich über sein Bett gebeugt habe, und nun lag er eine ganze Weile unter den Einwirkungen des schreckhaften Bildes. Dann tastete er nach der Streichholzschachtel auf seinem Nachttisch, entflammte eines der Hölzchen und sah zu seinem Erstaunen, daß es noch sehr früh war, daß die dritte Morgenstunde soeben erst begonnen hatte.

Erleichtert aufatmend, ließ Heitmann sich wieder zurücksinken. Die Ereignisse des vergangenen Tages zogen noch einmal an seiner Seele vorüber, und eine stille Zufriedenheit über den Entschluß seines Sohnes, sein Wanderleben aufzugeben, erfüllte ihn.

Dann horchte der alte Mann zum Lager des Wiedergefundenen hinüber, um vielleicht die tiefen Atemzüge des Schlafenden zu vernehmen, doch kein Laut unterbrach die tiefe Stille. Er horchte angestregter hinüber, und als er auch jetzt nicht das geringste Geräusch vernahm, welches ihm die Anwesenheit seines Sohnes verkündet hätte, erfaßte den lauschenden Mann eine seltsame Unruhe.

Er erhob sich, um Gewißheit zu erlangen, und entzündete das kleine Nachtlicht.

Mit vorsichtigen Händen betastete Heitmann das Ruhelager seines Sohnes — es war leer und kalt und augenscheinlich nur kurze Zeit benutzt, und leer zeigte sich auch der Schemel, auf dem der Verschwundene beim Schlafengehen seine Kleidung geordnet.

Was war nun geschehen? In fassungslosem Erstaunen griff der alte Bote sich an die Stirn und versuchte vergebens, eine Erklärung des Rätsels zu finden.

Da fielen seine Blicke auf jene Stelle der Wand, wohin er

Bege die Böller einschlagen, wenn sie ledig der Fesseln von Ordnung und Sitte, sich in den Strudel revolutionärer Bewegungen stürzen. Jubelnd nahm das Volk die Jesuiten in Neapel wieder auf. Aber leider dauerte die Freude nicht lange, weil schon 1806 der Orden durch die Franzosen von neuem vertrieben wurde. Doch konnten diese nicht die Tätigkeit hindern, welche die Jesuiten auf der Insel Sizilien auszuüben fortführen, und ebenso wenig geschah vonseiten der Feinde etwas gegen die Gründung der neuen Niederlassungen der Jesuiten in Frascati, Anagni und anderen Orten des Kirchenstaates. Eine günstige Aufnahme fand der Orden auch in Parma, wo der Herzog Philipp ihm drei Kollegien stiftete. Unbehinderte Wirksamkeit konnten auch die englischen Jesuiten ausüben, wie sie es in jenem Lande, welches keine Ausnahmegeetze kennt, bis auf den heutigen Tag zum Nutzen des Volkes und der Kultur tun dürfen. Ihr Kollegium hatten die Väter in England in dem zur Grafschaft Lancashire gehörigen Orte Stonghur. Pius VII. erteilte ihnen die Erlaubnis, sich dem in Rußland bestehenden Orden anzuschließen, und am 24. Dezember 1813 erfolgte die förmliche Wiederherstellung des Ordens für diese Länder, wie auch für Irland und Amerika.

Es ist wohl zu bemerken, wie der Orden in jenen Zeiten seine Kraft zunächst nur auf einzelnen von jenen Gebieten wieder zu gewinnen vermochte, die von dem Gewalthaber Napoleon unabhängig waren. Erst dessen Sturz brachte mit der Wiedererlangung der Rechte des päpstlichen Stuhles auch die Möglichkeit zur völligen Befreiung des Jesuitenordens. Der 7. August 1814 war der große Tag, wo Papst Pius VII. durch die Bulle „Sollicitudo omnium ecclesiarum“ den Orden des hl. Ignatius von neuem in alle seine Rechte feierlichst einsetzte und dessen alte Verfassung wieder herstellte. Mit Recht konnte er sich auf die Bitten fast des ganzen Erdkreises und vieler Erzbischöfe und Bischöfe berufen. In der herrlichen alten Kirche des Ordens, die heißt al Gesu, zu Rom fand der große Akt statt, bei welchem der Papst in Gegenwart des hl. Kollegiums eigenhändig die Bulle in die Hände des Vater Panizzoni legte. So hieß der Stellvertreter des noch in Petersburg weilenden Jesuitengenerals Thaddens Brzozowski.

Die ganze katholische Welt hatte auf diesen Augenblick sehnsüchtig gewartet und bewährte dies durch die Tat. Als bald kamen Anhänger und Mitglieder des Ordens nach Rom, wo sie den Niederländer Kottenhahn zu ihrem Oberhaupt wählten und mit der Genehmigung des Papstes ein Noviziat gründeten, in welches sogleich zahlreiche Jünglinge aus den angesehensten Familien eintraten. Auf die Höfe und Staatsoberhäupter aber hatten die furchtbaren Ereignisse der Revolutionszeit so tiefen Eindruck gemacht und die Erkenntnis, daß sie an den Jesuiten ausgezeichnete Helfer gegen den Umsturz besaßen, so lebhaft werden lassen, daß gegen die Wiederherstellung des Ordens wenig Widerspruch erfolgte. Im Gegenteil nahm man ihn in vielen Gegenden freudig auf und sorgte durch freigebige Unterstützung für sein Weiterbestehen. So geschah es zuerst 1815 in Modena, wo die Jesuiten ein reich ausgestattetes Kollegium erhielten. Ebenso günstig gestaltete sich das Schicksal des Ordens in Sardinien und Neapel. Ueberall wurden die Kollegien wiederhergestellt, die Unterrichtsanstalten wieder mit Jesuitenlehrern versehen, und für die materielle Sicherheit durch reichliche Zuwendungen gesorgt. In Spanien gelangte die Gesellschaft Jesu wieder in den Besitz ihrer sämtlichen Rechte und der ihr geraubten Güter durch das Edikt des Königs Ferdinand VII. vom 29. Mai 1818. — Eine besonders wichtige Niederlassung der Jesuiten war die zu Freiburg in der Schweiz. Das dortige Kollegium war als Pflanzschule des Ordens für Deutschland und Frankreich bestimmt. Im letzteren Lande fanden sie bereitwillige Aufnahme, weil der Zustand des öffentlichen Unterrichtes seit ihrer Vertreibung der denkbar schlechteste war. Freilich konnte die Wiederaufnahme der Jesuiten zuerst nur mit Vorsicht erfolgen. Sie mußten sich Veres de soi — Väter des Glaubens nennen, durften auch ihr Ordenskleid nicht tragen, und überhaupt war ihre Stellung noch Jahre lang schwer angefochten. Aber die Regierung und die Geistlichkeit hielten sie; mit der Zeit konnten sie auch ihren Namen und ihr Gewand wieder annehmen und am besten ging es den Jesuiten unter dem 1825 zur Regierung gekommenen Könige Karl X. Diesem günstigen Zustande machte aber die Revolution von 1830 bereits wieder ein Ende, die Väter wurden aus Frankreich verbannt und begaben sich nach Freiburg in der Schweiz.

Ausgeschlossen blieben nach der Wiederherstellung ihres Ordens die Jesuiten aus Florenz und dem österreichischen Italien, auch aus Deutschland. In anderen Ländern erlitten sie schwere Einbuße, wie z. B. in Spanien. In Rußland mußte der zuvor erwähnte Vater Brzozowski noch die Ausweisung des Ordens selbst mit erleben. Dort, wo man die Jesuiten so freundlich behandelt hatte, schuf man 1820 das erste Ausnahmegezet gegen sie. Mit ähnlichen Verordnungen folgten 1847 die Schweiz, 1872 Deutschland und 1901 Frankreich. Wo der Orden ungehindert wirkt, wie in Holland, in England oder in den Vereinigten Staaten, hat er in den hundert Jahren, die jetzt seit seiner Wiederherstellung verlossen sind, nichts als Segen gestiftet. Und so darf man den weisen Worten von ganzem Herzen Erfüllung wünschen, die S. Heiligkeit Papst Pius X. in seinem am 11. Mai 1914 gegebenen Glückwunschsreiben an den Jesuitengeneral ausgesprochen hat, „daß die Gesellschaft Jesu immer mehr und mehr zunehme und bei allen Völkern ohne Ausnahme die Freiheit zu leben und zu wirken finde.“

noch vor einigen Stunden den Torschlüssel gehängt, und wie ein Schlag ging es plötzlich durch seine Glieder, und seine Augen weiteten sich — der Schlüssel war verschwunden.

Jetzt bedurfte Heitmann keiner Erklärung mehr.

In atemloser Hast warf er sich in seine Kleider, dann weckte er seine Frau und teilte ihr stammelnd mit, was geschehen war, und eilte zum Hause hinaus. —

Als der alte Mann bei der Wohnung seines Arbeitgebers anlangte, fand er das Hoftor unverschlossen: der ungeratene Sohn hatte also doch den Weg, den er als Kind an des Vaters Hand oft gegangen war, nicht vergessen.

Keuchend und zitternd tastete der Bote über den finstern Hof, und die schmerzhaften Gefühle, die in diesem Augenblicke sein Inneres durchwogten, hätte niemand beschreiben können. Mit bebender Hand stieß er die angelehnte Tür des Schreibraumes auf, wobei ein Schlüsselbund geräuschvoll niederfiel.

Ein knirschender Fluch schallte ihm entgegen, als er eintrat, und der Mann, der mit einem kurzen Brecheisen und mit anderen Diebeswerkzeugen an dem Geldschrank gearbeitet hatte, wandte sich hastig um. Als er nun aber auf die toblichen Blicke seines Vaters blickte, fuhr es wie Entsetzen durch seine Glieder, und das Brecheisen entfiel seiner Hand.

Mit schnellem Griff hatte der Alte die Eisenstange erfaßt; dann trat er auf den Zurückweichenden zu und seine Gestalt schien zu wachsen in gerechter Entrüstung.

„Also, so hältst du dein Versprechen?“ rief er rauh hervor. „Betrügst zuerst mit glatten Worten deine Eltern und benutzest dann die Gelegenheit, ihr Vertrauen auf das schmachlichste zu mißbrauchen? Aber warte, Bursche, dieser Einbruch soll vorläufig deine letzte Schurkentaat gewesen sein!“

Er wollte nach einem in der Wand angebrachten Druckknopf greifen, der eine Lärmglocke in Tätigkeit setzte, als der junge Einbrecher mit häßlichem Lachen auf ihn zutrat und vertraulich flüsterte:

„Sei doch kein Narr, Vater! Willst du denn bei deiner Ehrlichkeit zeitlebens ein armer Mann bleiben? In zehn Minuten habe ich den Schrank geöffnet, und als wohlhabende Leute können wir nach Hause zurückkehren. Niemand wird es erfahren, wer den Streich ausgeführt hat. Laß mich also meine Arbeit vollenden; die Beute wollen wir dann redlich teilen.“

„Zurück, Versucher!“ schrie aber schmerzgeschüttelt der alte Mann und drückte mit aller Kraft auf den Knopf der Alarmlöcher. „Glaubst du denn, mich zu deinem Genossen machen zu können? Nimmermehr werde ich meine Hand nach fremdem Gute ausstrecken — Gott möge mich bewahren vor solchem Beginnen!“

Ein zorniger Ausruf beantwortete seine unerhörte Erklärung, dann stürzte der junge Dieb auf seinen Vater und wollte ihn zur Seite stoßen, um den Ausgang zu erreichen, aber mit zäher Kraft umklammerte Heitmann den geschmeidigen Körper seines Sohnes und riß ihn zur Erde nieder, wobei die Brechstange seiner Hand entfiel.

Plötzlich fühlte der alte Bote die nervigen Hände des Burschen an seiner Kehle; wie feurige Funken schwirrte es vor seinen Augen, seine Kraft erlahmte und die Besinnung wollte ihm schwinden unter den würgenden Griffen.

Da erklangen draußen laute Rufe und schnelle Schritte. Von zwei Hausbewohnern gefolgt, stürzte der Kaufmann Meißner in den Raum und stand einen Moment fassungslos, als er die ringenden Gestalten erblickte.

„Hilfe!“ riefte Heitmann, dem Ersticken nahe, und dieses Wort gab den erstaunten Männern die Geistesgegenwart wieder. Rasch hatten sie den alten Boten von seinem Widersacher befreit und diesem selbst die Hände auf dem Rücken gebunden. Dann übergab man ihn einem rasch herbeigeholten Schutzmann.

Mit tiefem Schmerze hatte der unglückliche Vater alles mit angesehen.

Jetzt trat der Kaufmann auf ihn zu und rief, wie von dunkler Ahnung erfaßt: „Am Gotteswillen, Heitmann, was ist hier geschehen? Wer ist der Einbrecher, und wie kommen Sie hierher zu dieser Stunde?“

„Lassen Sie mich gehen, Herr Meißner. Morgen will ich Ihnen alles sagen,“ antwortete der gebrochene alte Mann, unfähig, jetzt eine Erklärung abzugeben, und wankte hinaus.

Draußen rang er in stummer Qual die Hände und schritt dann gesenkten Hauptes seiner Heimstätte zu. Er fühlte, daß er seinen Sohn verloren hatte, aber er wußte auch, daß er recht getan hatte, den jungen Verbrecher der strafenden Gerechtigkeit zu übergeben.

In Gottes Hand allein lag es, die fernere Zukunft des Ungeratenen zu bestimmen.

Mutterworte

Erzählung aus dem Leben, von F. W. Famburg.

(Nachdruck verboten.)

Durch den stillen Herbstabend, der sich trübe und regenschwer auf die Großstadt niedersenkte, schritt ein junger Mann mit langsamen, unentschlossenen Schritten. Er hatte beide Hände in den Taschen seines Ueberrockes vergraben, den Hut tief in die Stirn gezogen und hielt beständig den Kopf gesenkt, als schäme er sich, die Vorübergehenden anzusehen.

Der Mann schien in recht niedergedrückter Stimmung zu

sein, denn seine Stirne war tief gefurcht und um seinen Mund lagerte ein schmerzlicher, verzweifelter Ausdruck, der sich besonders bemerkbar machte, sobald der Dahinschreitende in den Lichtschein einer Laterne trat.

Was um ihn her vorging, schien der junge Mann nicht zu beachten; obgleich er die Augen in trübem Sinnen zu Boden gerichtet hielt, sah er doch nicht die Regenpfützen, in die oftmals sein Fuß trat, und bemerkte auch nicht, daß er mittlerweile in eine Hauptstraße geraten war und sich bald inmitten schnellgehender Passanten befand.

Auch machte er keine Miene, zornig auszufahren oder ein Schimpfwort auszustoßen, sobald man sich unsanft an ihm vorbeidrängte, denn im Grunde genommen hatten die Leute ja recht, ihn beiseite zu schieben, denn sie alle eilten wohl ihrem Erwerb oder ihrem Geschäfte zu, während er augenscheinlich der einzige Müßiggänger inmitten der Passanten war.

Doch Gustav Behrens hatte Zeit, zuviel Zeit sogar. Niemand frug nach ihm, niemand begehrte seine Tätigkeit und niemand trieb ihn zur Eile an, denn seit Wochen schon war der junge Mann außer Stellung. Doch ohne seine Schuld, infolge des schlechten Geschäftsganges war er entlassen.

Zu Anfang hatte Behrens die Entlassung ziemlich leicht genommen — er war sich ja keiner Schuld bewußt — und hatte sich wenig Sorge um die Zukunft gemacht.

Er hatte bestimmt geglaubt, daß seine eigene persönliche Tüchtigkeit ihm bald zu neuer gewinnbringender Tätigkeit verhelfen würde, sah sich in seinen Erwartungen aber bald getäuscht, denn überall, wo er anklopfte, erklärte man, alle Stellen seien besetzt.

Das Suchen nach neuer Stellung wurde bald zum Leidensweg für den jungen Kaufmann, doch noch verzagte er nicht.

Tag für Tag machte er sich auf, um als Erster die Stellenangebote durchzusehen, durchstreifte vom Morgen bis zum Abend die Stadt, unablässig seine Dienste anbietend, doch immer mit dem gleichen, niederdrückenden Resultat. Jeden Abend legte er sich mit dem Gedanken: „Morgen wird es gelingen!“ zu Bett, doch am folgenden Tage fand er sich stets aufs neue wieder in seinen Hoffnungen getäuscht.

Nun war Gustav Behrens am Ende angelangt. Seine geringen Ersparnisse waren bis auf wenige Groschen zusammengeschnitten, und um das Maß voll zu machen, war in drei Tagen der Mietsbetrag für sein kleines Zimmer fällig, den er nicht mehr zu entrichten vermochte, so daß man ihn vielleicht unbarmherzig auf die Straße setzen würde.

„Was nun?“ murmelte der Dahinschreitende vor sich hin, in bitterem Grimm die Hände ballend. „Was soll ich nun beginnen? Keine Aussicht, eine Stelle zu erhalten, und keine Mittel, um leben zu können! — An wen soll ich mich nun wenden, um Hilfe zu finden?“

Wie in heißem Flehen hob der junge Mann die Augen zum Nachthimmel empor, als wolle er die Hilfe, die ihm von den Menschen versagt wurde, von einem Mächtigeren erflehen, und als er jetzt die Blicke wieder niedersenkte, da fiel es wie ein Hoffnungsstrahl hell und erlösend in seine Seele.

Die Augen des fast verzweifelten Mannes waren auf das erleuchtete Postgebäude gefallen, dem er sich unbeabsichtigt genähert hatte, und ein plötzlicher Rettungsgedanke wischte die Sorgenfalten von seiner Stirn. Er hatte einen Ausweg gefunden.

„Meine Mutter“, murmelte der eben noch Ratlose, aus tiefster Brust aufatmend. „Sie wird mir beistehen, wenn ich ihre meine Not mitteile.“ Und mit hastigen Schritten, als befürchte er, daß man vor seinen Augen die Türe schließen könne, näherte sich Gustav Behrens dem großen Gebäude.

Der geräumige Schalteraum, den er gleich darauf betrat, war von vielen Leuten der verschiedensten Alters- und Berufsclassen, die alle noch vor Torschluß ihre Geschäfte erledigen wollten, angefüllt. Das Geräusch vieler Menschenstimmen durchwogte den weiten Raum und vermischte sich mit dem Klängen des aus- und eingezahlten Geldes und den Fußritten Kommender und gehender Geschäftsleute.

Der junge Mann kaufte eine Postkarte und trat dann an eines der großen Stehpulte, um seiner Mutter in kurzen Worten seine Lage mitzuteilen und ihre Hilfe zu erbitten. Wohl hatte er des öfteren an die alte Frau gedacht, doch war ihm der Gedanke, ihre Notgroschen in Anspruch zu nehmen, bisher fremd geblieben. Nur zu gut wußte er, daß sie seit des Vaters Tode selbst in beschränkten Verhältnissen lebte und immer schon den Tag herbeisehnte, an dem Gustav sein Gehalt empfing; denn als guter Sohn hatte er ihr stets eine hinreichende Unterstützung zugesandt. Sie würde ihm ihre Hilfe gewiß nicht verweigern — aber war sie auch in der Lage, ihm eine Summe Geldes vorstrecken zu können? Wie, wenn die alte Frau zurzeit selbst nicht genügend bares Geld in Händen hätte?

Der junge Mann erbehte, als diese Möglichkeit durch seine Sinne fuhr und stand einen Moment fassungslos, doch dann schüttelte er den beängstigenden Gedanken von sich ab und begann zu schreiben.

Er war mit seinem Bericht indessen noch nicht ganz zu Ende, als er plötzlich unsanft aus seinen Gedanken gerissen wurde,

(Schluß folgt.)